

Verlag Bibliothek der Provinz

Grimoald Karrer
AM ANFANG STAND DIE FRAGE

Betrachtungen

Grimoald Karrer
AM ANFANG STAND DIE FRAGE
Betrachtungen
herausgegeben von Richard Pils
ISBN 978-3-99028-771-2
© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Der Schreibtisch, die Glasscheibe, der Blick hinaus, ein Menschenleben, eine Collage. Skizzen? Denkanstöße? Er fädelt Episoden zu einer Kette, hängt Ereignisse in chaotischen Zeit- und Gedankensprüngen aneinander, fesselt und knebelt die Phantasie, zwingt den Geist zurück in die Flasche. Gehorche!, befiehlt er. Er selber war schon als Kind nicht sehr folgsam.

Gibt es Fragen, die noch nie gestellt wurden? Fragen, die wie Geister im Raum schweben und eigentlich keine Antwort erwarten? Fragen, die aus dem Meer hochsteigen, am Himmel erscheinen oder fett gedruckt in den Boulevardzeitungen ihre Unwichtigkeit bezeugen. Alte, neu formuliert, dreimal gewendet und frisch gebügelt.

Meistens sind es doch nur diese kleinen, unbedeutenden Gedanken, die wie Kletten hängen bleiben und zu dummen Fragen werden. Windige Duckmäuser, die sich wie Erwachsene aufspielen und sich vor den Überfällen der großen Ideen fürchten.

Anna stellt nie solche Fragen!

Fragen ergeben sich beim Lesen oder durch Zuhören. Manchmal fallen sie einfach vom Himmel, liegen wie Schneeflocken am Boden und Friedrich bückt sich und hebt sie auf. Es ist drei Uhr. Er hasst Nächte, die ihm den Schlaf rauben. Er wachte auf und das Warum, Wieso, Weshalb, und wie sie alle heißen, standen erwartungsvoll neben seinem Bett. Warum hat er sich da aufgedrängt, dort gedrückt? Ist er deshalb nicht dorthin gelangt, wo er hinwollte, und was hatte er denn für Ziele? Er stellt dauernd irgendwelche Fragen, aber warum fragt er sich das gerade jetzt? Weil sich jeder zumindest einmal im Leben diese Fragen stellt? Weshalb soll er sich in seinem Alter den Kopf darüber zerbrechen, sein Hirn martern? Jetzt, wo alles geklärt scheint, wo man die Aufarbeitung einer Vergangenheit, die nicht seine ist, abgeschlossen hat und

ihm schön langsam die Energie ausgeht. Das Leben spielt halt seine eigenen Sonaten und nur selten wirft es eine phantastische, nach den Rezepten großer Meister durchkomponierte Symphonie auf den Markt. Das ist das Gesetz des Lebens und nicht das der Wirtschaft.

Es ist schon merkwürdig, was das Leben mit einem treibt, wenn man sich nicht in die Vorsehung einmischt, und verrückt ist es allemal. So ein Monat ist schier gar nichts, und ein Jahr? Er sitzt im Zug nach Wien und da fliegt das Jahr vorbei und er verpasst es.

Zum Geburtstag alles Gute. Danke. Er schaut kurz auf die Uhr und wie er sagt, es wird Zeit, ich muss gehen, klingt das wie eine Entschuldigung. Wenn das so ist, warum ist er nicht gleich gegangen. Er ist verlegen, druckst herum, zögert, sich zu verabschieden, reißt sich zusammen, den Hut, nicht vergessen.

Halbwahrheiten sind in sich etwas Ganzes, sofern sie die ganze Wahrheit, beziehungsweise die ganze Lüge enthalten. Falls sich die dazugehörenden Pendants finden, wird sich herausstellen, ob diese zweiten Hälften ebenfalls Halbwahrheiten sind und erst beide zusammen sich zu jener Wahrheit ergänzen, die man für die reine hält.

Daraus erschloss sich für ihn die Frage, ob er bereits halb verrückt sei, oder ob sich in seiner Wohnung eine endogene Psychose versteckte.

Hören Sie nicht auf diesen Spinner, der mit seinem Taschenfeil Hundefiguren schnitzt, die nichts dafürkönnen, dass sie wie verhungerte Krippenfiguren aussehen.

Wenn sich Hörfehler wie Einschleichdiebe über die Wahrheit hermachen, was soll Friedrich mit einem Post-sack voller Lügen und Missverständnissen anfangen.

Von Wahrheit keine Spur, das Blaue vom Himmel gelogen wie den Namen am Türschild. Anna Frühwirth. Er läutet, läutet ein zweites Mal, wartet, bis eine verschlafene

Stimme fragt, was es gibt. Sie hat ihn erwartet, hatte ihm einen Brief geschrieben, zwischen den Zeilen, allerdings nur angedeutet, sah er die Liebe. Sie öffnet die Tür, im Negligee, mit Morgenmantel. Da bist du ja, sagt Anna und küsst sein Ohr.

Ja, verrückt ist es, dieses Leben. Ein rosaroter Elefant, ein Hund mit drei Beinen, eine Maus im grün-gelb gestreiften Trikot. So unglaublich das scheint, sie waren Geschwister, und im Abstand von je drei Jahren geboren. Man erzählt von ihnen und über sie Geschichten, die im Laufe der Zeit immer umfangreicher und skurriler wurden. Die meisten entfernten sich vom Ursprung so schnell wie der Bach von der Quelle, wurden tiefer und breiter, bis sie aus dem Blickfeld verschwanden und das Interesse an ihnen versickerte.

Mit solchen Geschichten hielt er sie am Haken.

Er ist dran gewöhnt, wie ein Zirkuspferd zu denken. Im Kreis herum, in der Manege, in den ausgeleierten Bahnen des Daseins, von Alpha bis Omega, von Stadt zu Stadt. Artisten, Menschen, Lebenskünstler, von Enttäuschung zum Erfolg. Dann verbeugt sich der Clown bis zur Erde.

Eine geschmackvoll eingerichtete, aber abgewohnte Wohnung, die seit Jahren keine Veränderung zulässt, wo alles am gewohnten Fleck zu liegen hat, die Zeitung, die Brille, der Hausschlüssel, der man von weitem ansieht, dass hier ein aufeinander eingespieltes Paar sein Leben verbringt. Sie brauchen keine unnötigen Aufregungen. Die Tagesschau im Fernsehen genügt, und manchmal wird am Vormittag der Film aus dem Nachtprogramm wiederholt. Hast du die Tabletten genommen? Das Telefon hat geläutet, warum hebst du nicht ab! Sie weiß, dass er es nicht hört, aber statt selber den Anruf entgegenzunehmen, sagt sie, es klingelt. Diese Sticheleien sind, wie alles andere

in dieser Wohnung, ihrem vertrauten Heim, zur Gewohnheit geworden. Es fällt ihnen nicht mehr auf.

Friedrich sitzt vor dem Fenster, hält das Buch in der Hand, in dem er grade gelesen hat. Er legt diese ihm faszinierende Lektüre, das Landgericht, auf das Tischchen neben sich und schaut zum Fenster hinaus. Was ist aus ihm geworden? Ihn hatten nur die Ausläufer dieser Zeit gestreift, er hatte es leichter als dieser Dr. Richard Kornitzer, er hat nie wegmüssen, wurde nie gezwungen, zu emigrieren. Ein neues Leben in einem fremden Land aufzubauen, stellt er sich kompliziert vor. Besonders wenn man flüchten muss und deshalb keine Zeit für einen geordneten „Rückzug“ ins Exil findet, wenn es nicht freiwillig, überlegt, gründlich vorbereitet geschehen kann. Ihn hätte wahrscheinlich die Angst gepackt und er hätte es gelassen. Im Urlaub verführte ihn allzu leicht die Illusion und dann dachte er, hier möchte ich bleiben, hier lässt es sich aushalten, hier könnte ich meinen Lebensabend verbringen. Als er jung gewesen war, endete die Welt an den Gemeindegrenzen und fand die Phantasie keinen Ausweg, ging man leer aus. Die Jugend wächst heute ganz anders auf, das kann man nicht vergleichen. Sie ist neugieriger, mobiler, traut sich mehr zu. Oder stimmt das etwa nicht? Pläne, Träume, ja, konkrete Vorstellungen hatte seine Generation genauso, nur scheiterte die Realisierung fast immer am fehlenden Geld und Verständnis der Erziehungsberechtigten. Friedrich steckt, wie fast alle seines Alters, in einem Zeitloch, aus dem sich gerade ein neues Verständnis entwickelte und ihn mitriss. Viel mehr Familien als früher verfügen über ausreichende Mittel, um den Kindern ein Studium zu ermöglichen. Die Zahl der Eltern, die bereit sind, ihren Sprösslingen ein Auslandsstudium, einen längeren Aufenthalt in China, in Amerika zu finanzieren, ist gewachsen.

Er hat Zeit, darüber nachzudenken. Er hat den Faden, das Lesezeichen, zwischen die Seiten gelegt und das Buch zugeklappt. Er beobachtet das Treiben unten auf der Straße, Straßenbahnen, Autos, Menschen. Menschen mit Einkaufstaschen, Regenschirmen, mit Hunden an der Leine. Draußen pfeift der Wind. Er spürt den kalten Luftzug, der durch die undichten Fensterflügel dringt, er erkennt es an den wehenden Mänteln, sieht, wie sie krampfhaft den Schirmgriff umklammern. Er spürt förmlich, wie sie frösteln. Er zieht am Faden, schlägt das Buch wieder auf und liest weiter. Ursula Krechel führt eine feine Klinge, sie hat lückenlos recherchiert, ihre Sprache ist lebendig, wohltuend klar und verführt. Aber vom Denkansatz, er weiß im Moment nicht, wie er es ausdrücken soll, es liegt wohl an der Mentalität, wagt er zu sagen, sie hat halt eine deutsche Zunge. Er meint das anerkennend. Ein Christoph Ransmayr ist ihm geläufiger, sein österreichisches Idiom, der Duktus versetzt ihn in einen Glückstaumel. Der fliegende Berg gleitet wie eine Utopie über den Horizont, streift wie eine Verlockung den Rand der Welt.

Seine Gedanken sind kurz abgeschweift, er darf ihnen nicht so viel Freiheit lassen, beinahe hätte er sie verloren. Ist er deshalb nicht das geworden, was er heute gern sein möchte, weil es einfach nicht möglich war? Wie hätte er sich denn in seiner kleinen, engen Welt anders entscheiden, anders entwickeln können. Als Vierzehnjähriger beschlich ihn manchmal die Angst, dass das Leben so bleiben könnte, wie es war und gleichzeitig fürchtete er sich vor Veränderungen. Er wusste, dass sein Vater Techniker war, sah, was er auf diesem Gebiet leistete und konnte sich gut vorstellen, dass dieser Beruf auch für ihn passen würde. Also versuchte er es zuerst einmal damit. Amerika, der Ferne Osten, die große weite Welt ließen

sich mit dem Finger auf der Landkarte nach allen Richtungen billig und schnell bereisen. In manchen Städten verweilte er länger, besuchte mit dem Reiseführer in der Hand alle Sehenswürdigkeiten, übernachtete im teuersten Hotel und verschwand jedes Mal, ohne zu zahlen. Niemals würde ihn die Wirklichkeit dazu einladen. Es war unvorstellbar, leibhaftig vor dem Prado zu stehen oder in einem Flugzeug hinter Wolken zu verschwinden. Sein Herz tanzte nach lateinamerikanischen Rhythmen, pochte in seinem Hals, verließ in der Nacht das Bett und starrte, wie er es grade tut, aus dem Fenster.

Sprachen zu erlernen, etwas, das er heute für unabdingbar hält, weil es die Verständigung mit Fremden, eine engere Beziehung mit dem Exotischen überhaupt erst ermöglicht, zumindest aber erleichtert, war damals purer Luxus. Solche Träume auszuleben, war unvorstellbar. Warum und wozu also Kenntnisse erwerben, die er nie in seinem Leben brauchen würde? Zwei, drei Mal überlegte er, ob er nicht einen Fremdsprachenkurs besuchen sollte. Besser spät als nie, dachte er. Er dachte es leise, nur für sich.

Er hatte noch hundert Seiten zu lesen.

Im Briefkasten fand sich ein Fragebogen, der bis zum Wochenende ausgefüllt zu retournieren war. Vor- und Zuname, Geburtsdatum, Religionsbekenntnis. Ein spöttisches Grinsen umspielte seine Mundwinkel, als ihm auffiel, dass nie danach gefragt wurde, wie oft er pinkeln musste und ob er, zum Beispiel, die Haustür aus Gewohnheit zuschlägt oder sanft ins Schloss gleiten lässt.

Anna hat einen Ohrring verloren. Das Beisl um die Ecke öffnet erst am Montag.

Es regnete schon den zweiten Tag, was für eine Woche. Morgen wird er ins Kino gehen. Sein Horoskop versprach „Glück in der Liebe“.

Er las sich durch das Fernsehprogramm, dann schaltete er das Radio ein und brühte sich einen Tee. Er war keine Handpuppe, die sich vom Schicksal nach Belieben manipulieren ließ. Der Zufall enthält keine Wahrheit, spielte keine tragende Rolle, aber wenn er das große Glück versprach, dann hieß es zugreifen. Niemand, außer ihm selber, zweifelte an seiner Entschlusskraft. Er würde die richtige Entscheidung treffen, und hatte sich herausgestellt, dass die Abzweigung nach rechts der kürzere Weg gewesen wäre, wies er sofort auf die landschaftlichen Reize hin, die ihnen, ohne seine kleine Finte, entgangen wären. Für Überraschungen solcher Art sorgte er gerne. An seiner Garderobe hingen Ausreden in jeder Farbe, er brauchte nur zu wählen. Diesmal war es eben die schöne Aussicht, der Fototermin eines Galgenvogels.

Diese Menschen da unten gehen ihn nichts an, er kennt sie nicht und deshalb sind sie ihm egal. Er verfolgt das Geschehen auf der Straße und gleichzeitig beschäftigen ihn die Schicksale dieser Romanfiguren, die so absolut der Realität entsprechen. Wehmut beschleicht ihn. Er kann nicht verhindern, dass ihm Tränen in die Augen steigen, die er mit der Hand wegwischt. Scheiße.

Anna ruft aus der Küche, was will sie denn? Seine Konzentration ist beim Teufel, teilt sich wie das Delta einer Flussmündung und schwemmt seine Gedanken ins Meer. Er muss die beschriebenen Personen, wie bei einem unterbrochenen Schachspiel, auf dem in Quadrate unterteilten Brett in seinem Kopf, auf dieser Bühne, stehen lassen. Er muss kurz einmal weg, austreten. Langsam stemmt er sich mit den Armen aus dem Sessel, es wird mühsam, dieses Leben. Seine Gelenke sind nicht mehr die jüngsten, es kommt vor, dass ihn nach dem Aufstehen ein kurzer Schwindel erfasst.

Man ist nicht, man wird. Man wird geboren, gedrängt, geschoben, man wird erniedrigt und gelobt, man wird

älter und älter, bis man alt ist, und dann ist man wer, glaubt das jedenfalls. Aber wer ist man dann? Manchmal weiß er es selber nicht.

Er schämt sich für etwas, wofür er nichts kann, und ist gleichzeitig erleichtert, dass es das Leben, so gesehen, gut mit ihm gemeint hat. Ja, der Roman führte unweigerlich zur Frage nach Recht und Gerechtigkeit. Die gültige Rechtslage hatte man sich gerichtet. Schuld trugen, damals wie heute, immer die anderen. Politik? Macht? Könnte so was wieder passieren, heute, morgen? Je länger er darüber nachdenkt, desto klarer wird ihm, dass er das nicht ausschließen kann. Wenn es der Politik ins Schema passt, er führt sich diese Geistesgrößen von Politikern, die grade am Ruder waren, vor Augen. Nichts ist unmöglich, nicht einmal ein Werbespruch, der solches verspricht.

So schnell wie Gedanken fliegen, konnte seine Laune umschlagen. Wenn ihm etwas auf den Magen geschlagen hatte, zog er sich in sein Zimmer zurück, vertiefte sich so lange in seine Aufzeichnungen, bis die dunklen Wolken verschwanden und sein Groll verpuffte. Als der Magier auf ihn deutete, kletterte er, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, die Stufen zur Bühne hinauf und stieg beherzt in die Enge des Zauberkastens. Die Assistentin schloss die Tür und überreichte ihrem Meister die Schlüssel. Sieben, eine magische Zahl. Sieben Schlösser, siebenmal wird er sein Werkzeug ansetzen und den Kasten zersägen. Gebannt verfolgte das Publikum die Vorgänge auf der Bühne. Laute, die zuerst wie das Miauen von Katzen klangen, entwickelten sich zu Schreckensrufen. Blut quoll aus dem Kasten, der sich in Sekundenschnelle vor ihren Augen in einen Sarg zu verwandeln schien. War die Vorführung missglückt, war er tot? Die Scheinwerfer bündelten ihr dünnes Licht exakt auf die Bühnenmitte. Die Spannung stieg ins Unermessliche. In der rundum herr-

schen Dunkelheit war der Meister in seinem schwarzen Anzug kaum auszumachen. Langsam schob sich ein matt glänzender Stab ins Licht, klopfte an die Tür, die daraufhin wie von Zauberhand aufschwang und ein leeres Gehäuse zeigte. Sie waren einem Trick aufgesessen. Aber das Blut? Dem Schrecken folgte die Erleichterung und löste einen Beifallssturm aus. Die Menge johlte.

Friedrich hatte die Hoffnung schon aufgegeben und wollte grade zahlen, als sie eintrat. Schmierenskomödiant, zischte sie verächtlich. Er lächelte. Er kannte ihre Schwachstellen. Ober: Champagner! Sehr wohl, gnädige Frau. Hast du, bevor du aus dieser Hutschachtel durch die Bodenklappe entschwandest, ein Glas Rotwein verschüttet, oder war es Schweineblut, das würde besser zu dir passen. Wir waren zu zweit da drinnen, neckte er sie, es war sehr eng. Sie kippte ihr Glas in einem Zug hinunter. Der Champus verhalf ihr zum ewigen Leben. Nicht schütteln, lasst sie dran saugen, dann findet sie schon zurück. Wer war sie, diese Reisebegleiterin? Siehst du hier außer uns noch jemanden? Da drinnen war es stockfinster und das Kreischen der Säge unterband jede Verständigung. Du lügst. Ich sage die Wahrheit. Probieren wir's aus. Du lässt dich einsperren und ich mache mich mit der Säge ans Werk. Noch ein Glas, schnell. Er schenkte es randvoll. Du warst mutig, was hat man dir dafür geboten? Diesen Abend mit dir, nur wir zwei. Lassen Sie die Flasche gleich da. Danke. War das eine Liebeserklärung? Er grinste. Und jetzt verrätst du mir diesen Trick. Ich warte!

Wie einfach und unkompliziert verläuft ein Leben, das nichts wissen will und deshalb auch nichts weiß, keine Ahnung von Wissenschaft, von Kunst und Kultur hat, nichts von dem, was auf dieser Welt vorgeht, mitkriegt, nichts mitkriegen will. Alles wird weit weggeschoben. Ein eventuell vorhandener Wissensdurst wird mit der Ausrede,

dafür habe man keine Zeit, man müsse die Brötchen verdienen, auf später vertröstet. Das ist ein sattes, ein ruhiges Leben. Würde dich ein solches befriedigen? Wer sich nie für die Vergangenheit seines Landes interessiert hat, an dem gehen die Geschicke der Menschen unkommentiert vorbei, der darf sich über nichts wundern. Der trägt eine leichte Bürde, kann Zusammenhänge nicht ohneweiters erkennen, ist leicht beeinflussbar, kurz gesagt, der ist ein Fressen für die Politik, ein dankbarer Wähler, der noch nicht kapiert hat, dass jedes Volk die Regierung bekommt, die es verdient. Die Besten? Lasst diese Mächtigen einmal den Ernstfall üben, lasst sie voranschreiten, sie haben euch schon immer angeführt. So lange sie die Spitze bilden, besteht keine Gefahr. Wo die Wege vermint, Scharfschützen postiert sind und der Hinterhalt lauert, werden sie auf ihr Mandat verzichten und zurücktreten. Die Suppe darf immer das Volk auslöffeln.

Die Frage, warum Menschen mit einem durch Lernen geschärften Verstand, einem daraus schöpfenden Gespür geradezu einen Instinkt für schöne Dinge entwickeln und die Mechanismen von Netzwerken durchschauen können, hüpfen in seinem Kopf wie ein Hampelmann auf und ab. Menschen, die sich für vieles interessieren, nachschlagen, wie viel der Schwarze Kontinent für Waffen ausgegeben hat oder warum Korruption nicht zu stoppen ist, warum immer sie benachteiligt werden. War das schon immer so? Warum muss er ständig um seine Rechte kämpfen, man lacht ihn aus, wollen sie ihn nicht verstehn oder können sie nicht?

Ist es entscheidend, wo man lebt, wie und mit wem? Was hilft ihm, das Leben zu meistern? Was prägte seine Kindheit, woran kann er sich erinnern?

Er erinnert sich deutlich, wie quasi über Nacht überall Autos mit osteuropäischen Kennzeichen unterwegs waren.

Man begegnete diesen alten Schnauferln, notdürftig instand gesetzten Rostlauben, auf den Autobahnen in Österreich, in der Bundesrepublik, in Italien, in ganz Europa. Der Eiserne Vorhang hatte sich, bevor er verrottete, gehoben, gab die Sicht auf den Westen frei. Und nach welcher unglaublich kurzer Zeit er diese Nummernschilder an neueren Fahrzeugen, an Luxus-Karosserien, wiederfand. Witze wie, fahr hin, dein Auto ist schon dort, hatten die Aktualität verloren. Er erinnert sich an das Gewirr der fremden Sprachen am Graben und am Kohlmarkt in Wien. Sie drückten sich die Nasen an den Scheiben der Auslagen platt und verstanden nicht, warum sie sich das nicht leisten konnten. Über Nacht? Alles braucht eben seine Zeit, sogar Wunder brauchen etwas länger. Er denkt mit Grausen an den bei Tag überfüllten Markusplatz. Aus dem Stimmengewirr filterte sein Ohr, neben dem schon immer vorhandenen Englisch, Französisch und Deutsch, tschechische und ungarische Sprachfetzen heraus. Am Abend leerte sich die Stadt, vorübergehend war es kein Problem, in einem der wenigen guten Restaurants einen Tisch zu ergattern.

Im Überschwang der Gefühle hat schon mancher mehr gesagt, als der Sache nützlich war. Und wem ist noch nie etwas herausgerutscht, das dann wie eine ekelhaft anzuschauende Kröte am Boden lauerte und nicht wie eine Blaumeise wegflog. Geheimnisse wiegen nun einmal schwer und man verplappert sich leichter, als man glaubt. Friedrich ist ein Geheimnisträger. Fragt ihn. Er wird den Finger auf die Lippen legen, psst! Er verrät nichts. Nur dem Meer, mit den Füßen steht er im feuchten Sand, streut er sein Wissen in die Fluten.

Dieses Treffen mit dem Meer war zu einem Ritual geworden. Er spürte, wann es Zeit dafür wurde, und diesmal war es eben der Mai. Ohne, dass sie sich verabredet hatten, erwartete es ihn am Ufer. Er nützte es wie andere

die Couch des Psychiaters, das Gespräch mit einem Freund suchen oder sich, bei wem auch immer, das Herz ausschütten. Es war ein einseitiger Disput, bei dem es um Politik, Krankheit, Liebe und Tod ging und nicht um Peanuts. Das Meer hörte geduldig zu, zog sich, wenn die Gezeiten es verlangten, zurück, aber es lief nicht weg. Er tobte sich aus, schrie und schimpfte über die Welt, ließ sein wertvolles Herzblut in den schäumenden Wellenschlag tropfen. Es erfrischte ihn wie ein Bad im Jungbrunnen und sorgte ganz nebenbei für einen herzhaften Appetit aufs Abendessen. Dem Hund, mit gefalteten Ohren und eingeklemmter Rute war er neben ihm gestanden, fehlte für das Geplärr seines Herrn, das schmerzlich in sein Gehör gedrungen war, jedes Verständnis. Das darf man einem Tier nicht antun.

Mit sanften Pfoten wärmte die Abendsonne seinen Rücken. Er schenkte dem Meer noch ein Tränlein, eine Mikrobe in der Weite der Ewigkeit. Es ist sein intimster Vertrauter, ihm erzählt er, was er nicht einmal Anna anvertraut. Er schüttelt den Kopf über sich, sein fremdes Ich am Rande der Adria. Jedes Mal zog es ihn in fiebriger Erwartung einer Antwort hin und jedes Mal kehrte er mit leeren Händen zurück. Ein Zeremoniell. Nichts von Bedeutung.

Und Anna? Anna war bei der Maniküre, ließ sich die Nägel richten.

Er braucht dieses Alleinsein und er lechzt geradezu nach Beachtung. Shakespeare ist sein Vorbild, sein Idol. Sommernachtsstraum eines Hellenen, schrieb er auf den Pappendeckeluntersatz, auf den die Kellnerin sein Weinglas gestellt hatte, verlegte den Hellenen ins Helenental und sang am Heimweg das Lied vom „kleinen Wegerl“, bis er in seiner Pension angekommen in voller Montur aufs Bett fiel und sofort einschlief.

Ein starkes Stück, das er da geliefert hatte. Keinen gewöhnlichen Vierzeiler, das war ein im Siebenzehntelmaß

abgefülltes Naturwunder. Mit solchen Eskapaden konnte man in San Ignacio Weltberühmtheit erlangen. Seine Spur war eine breite und Anna, bedacht, keine schlechte Nachrede ins Haus zu lassen, bezahlte am nächsten Tag seine Zeche. Ein nicht unbedeutendes Sümmchen, das er versoffen hatte. Kein Wunder, dass er verschlafen hatte und etwas zerknittert und übernächtigt im Café auftauchte.

Vor der offenen Glastüre mit Ketten verbundene Boller, dahinter schaukelten bunt gestrichene Boote. Ein turmartiges Gebilde aus verrostetem Eisen ragte mitten im Hafenbecken aus dem Wasser. Er sah es jeden Tag. Seine Augen liefen, wie von einem Magnet angezogen, dieses Ungetüm an. Er konnte sich nicht vorstellen, wofür es gut sein sollte. Es war hässlich und für die ein- und auslaufenden Fischerboote ein Hindernis, das sie umsteuern mussten. Franco, bei dem er, seit er hier war, täglich frühstückte, spuckte verächtlich auf den Boden und meinte: Woher soll ich das wissen?

Während weit draußen über dem Meer bereits schwarzblaue Wolken aufzogen und Blitze zuckten, saß er, von einer Glasfront vor dem aufkommenden Wind geschützt, in der Bar und nippte an seinem Aperitif. San Ignacio hatte ihn mit einem verlogenen Lächeln empfangen. Noch vor Mitternacht offenbarte das Meer sein wahres Gesicht.

Vom Sturm gepeitscht versuchte es, den Elementen zu entkommen, preschte donnernd gegen Fels und Beton, berannte die Uferbefestigung, als gelte es, eine Bresche in das Bollwerk zu schlagen. Schaumkronen über Schaumkronen türmten sich auf, jederzeit bereit, die Kaimauer zu überspringen. In San Ignacio war man daran gewöhnt. Seit ewigen Zeiten fraß das Meer gierig ihr Land, spülte Mensch und Tier hinaus in eine undurchdringbare Finsternis, als Opfer für Götter, die sich erst langsam beruhigten und am Morgen, wie Unschuldslämmer, neugierig den von

ihnen angerichteten Schaden bestaunten. Sie mussten von Zeit zu Zeit ihre Macht demonstrieren, damit die Bewohner nicht vergaßen, wer hier das Sagen hatte.

In den Aufzeichnungen des Ufficio comunale von San Ignacio fand sich kein Hinweis auf eine Katastrophe von ähnlichem Ausmaß. Man sprach von einem Jahrhundert-Unwetter und in jedem bewohnten Haus brannte abends eine Kerze.

Im nahen Bergdorf San Pietro, mit seiner wunderschönen Basilika, in der ein angeblich von Tizian stammendes Bild aufbewahrt wurde, hatte der Sturm rücksichtslos die Wörter von den Bäumen gerissen und nun lagen sie mit Platzwunden übersät auf der Fahrbahn oder versteckten sich am Straßenrand. Das A schälte sich vom Apfel, aus Kurt wurde mit zwei herausgequetschten Strichen ein Kürt, i-Punkte gingen im Gras verloren, Satzzeichen hatten sich abgesetzt. Um sechs Uhr erreichten die ersten Fahrzeuge die Unfallstelle und verletzten oder vernichteten, was sich nicht rechtzeitig retten konnte. Ein vorlautes L zog gerade noch den Hals ein und das S wand sich in Panik wie ein Regenwurm. Fallobst! Das Wort versteckte sich hinter dem gelben Löwenzahn. Butter war, wie nicht anders zu erwarten, auf die Butterseite gefallen und fettete in der Morgensonne den Asphalt. Die Angst war ängstlich, die Wut wütend und die Liebe nicht mehr zu entziffern. Man hätte die Straße absperren, den Verkehr umleiten müssen. Das Hinterrad einer Vespa entehrte eine Endung, das O rollte entschlafend zur Seite, eine halbe Silbe wirbelte im Sog eines Lastwagens einige Meter in Fahrtrichtung und taumelte schließlich wie ein Betrunkener gegen einen Kilometerstein. Bis vier Uhr war die Welt noch in Ordnung, aber dann lachte ihr dieses frostige Sturmtief schadenfroh ins Gesicht und riss sie, ohne mit der Wimper zu zucken, ins Verderben. Die spärlichen

Reste endeten in einer Kehrmaschine. Es ist kaum zu glauben, wie einem eine solche Katastrophe den Tag vermiesen kann.

Wenn das Unglück, wie eben erst als Regenschauer gelandet, glitschig und rutschig die Straßen unsicher macht, wenn es als Sturm, als Orkan Bäume wie Zündhölzer knickt, den Tsunami am Landraub beteiligt und dadurch die Auflagen der Zeitungen in die Höhe schnellen lässt, dann lehnt sich der Chefredakteur genüsslich zurück: Solche Katastrophen sind seine Rettung.

Bösartig, wie sonst nur Menschen sein können, ist das Meer.

Der Utopist trägt das „ist“ im Namen. Aber nichts ist wie es ist und der Schein aus „scheinbar“ betrügt das Ideal. Die Vorstellung, dass der Wunsch aufregender ist als die Realität, wirkt ernüchternd. Da haben es Träume besser, denn sie bleiben als Vision am Horizont unerreichbar.

Nichts ist so neu wie das Alte, das Altbewährte. Wenn die eingefahrenen Gleise der Gewohnheiten ausgebessert oder erneuert werden müssen, wird um die Zuständigkeit gezogen, gezerrt, gestritten, bis sich keiner mehr auskennt. Die Politik unternimmt, wie immer, nichts, und die Kirche setzt auf das seit Jahrhunderten praktizierte Prinzip des Hinauszögerns. Und die Menschen? Ach, diese geduldigen Lämmer! Und die Menschenrechte? Sie meinen doch nicht etwa die Rechte des einfachen Menschen? Hat er denn welche? Welche Ansprüche stellt er denn?

Nichts ist so alt wie das Neue, das bezeugen uns, als schlechtes Beispiel, Kriege. Da legt der Tod die Sense beiseite und fährt mit der Erntemaschine über den Acker. Krieg ist nicht auszurotten. Im Fernsehen lässt er sich abschalten. Das Recht auf Frieden, auf Freiheit? Lassen Sie mich in Ruhe. Was für einen Frieden, welche Freiheit meinen Sie? Friede? Wo soll der sein, wer will ihn denn?

GRIMOALD KARRER

wurde am 24.1.1942 im Markt St. Florian geboren.

Die Familientradition verlangte den Rufnamen Grimoald.

Seit 40 Jahren schreibt er Gedichte und Kurzgeschichten.

Das Theater ist Karrers große Leidenschaft und deshalb lebt er seit 20 Jahren in Wien. Sein Geburtsort liegt ihm aber nach wie vor besonders am Herzen und so zieht es ihn immer wieder dorthin zurück.

Bisher im Verlag Bibliothek der Provinz erschienen:

»St. Florian, Mittelpunkt der Welt« *Erzählungen*

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien